

»Er war mein Lehrmeister«*

Traurigkeit der Generationen ohne »Lehrmeister«. Unsere Lehrmeister sind nicht nur die Professoren, obwohl wir dringend Professoren brauchen. In dem Augenblick, in dem wir das Erwachsenenalter erreichen, sind unsere Lehrmeister diejenigen, die uns mit einer radikalen Neuheit beeindrucken, diejenigen, die es verstehen, eine künstlerische oder literarische Technik zu erfinden, die unserer Moderne, d.h. unseren Schwierigkeiten wie unseren diffusen Begeisterungen entsprechende Denkweisen zu finden. Wir wissen, daß es nur einen Kunstwert, ja nur einen Wahrheitswert gibt: die »erste Hand«, die authentische Neuheit dessen, was man sagt, die »kleine Melodie«, mit der man es sagt. Das alles war Sartre für uns (für die Generation, die bei der Befreiung zwanzig Jahre alt war). Wer konnte damals etwas Neues sagen, wenn nicht Sartre? Wer brachte uns neue Denkweisen bei? So brillant und tief das Werk von Merleau-Ponty sein mochte, es war professoral und hing in vieler Hinsicht vom Werk Sartres ab. (Gern verglich Sartre die Existenz des Menschen mit dem Nicht-Sein eines »Lochs« in der Welt: kleine Seen von Nichts, sagte er. Merleau-Ponty dagegen hielt sie für Falten, einfache Falten und Fältelungen. Auf diese Weise unterschied sich ein harter, scharfer Existentialismus von einem zarteren, zurückhaltenderen Existentialismus.) Und leider war Camus bald die aufgeblasene Tugendhaftigkeit, bald die Absurdität aus zweiter Hand: Camus berief sich auf die verfemten Denker, doch seine ganze Philosophie führte uns zu Lalande und Meyerson zurück, Autoren, die die Abiturienten bereits kannten. Die neuen Themen, ein gewisser neuer Stil, eine neue polemische und aggressive Art und Weise der Problemstellung kamen von Sartre. In den Wirrnissen und Hoffnungen der Befreiung entdeckte man alles oder entdeckte es wieder: Kafka, den amerikanischen Roman, Husserl und Heidegger, die endlosen Auseinandersetzungen mit dem Marxismus, den Aufschwung zu einem neuen Roman ... Alles lief über Sartre, nicht nur weil er das Neue zu erfinden verstand. Die ersten Aufführungen der *Fliegen*, das Erscheinen von

*->Il a été mon maître«, *Ans*, 28. November 1964, S. 8 f. Einen Monat zuvor hatte Sartre den Nobelpreis abgelehnt.

Das Sein und das Nichts, der Vortrag *Ist der Existentialismus ein Humanismus?* waren Ereignisse: darin erfuhr man nach langen Nächten die Identität von Denken und Freiheit.

Die »privaten Denker« stehen in gewisser Weise den »öffentlichen Professoren« entgegen. Sogar die Sorbonne braucht eine Anti-Sorbonne, und die Studenten hören ihren Professoren nur dann richtig zu, wenn sie noch andere Lehrmeister haben. Nietzsche hatte in seiner Zeit sein Lehramt als Universitätsprofessor aufgegeben, um Privatgelehrter zu werden: dasselbe tat Sartre in einem anderen Zusammenhang und mit einem anderen Ausgang. Die privaten Denker weisen zwei Merkmale auf: eine Art von Einsamkeit, die ihnen unter allen Umständen erhalten bleibt; aber auch eine gewisse Erregung, eine gewisse Unordnung der Welt, in der sie auftauchen und in der sie sprechen. Daher sprechen sie auch nur in eigenem Namen, ohne irgend etwas zu »repräsentieren«; und sie fordern die Welt der rohen Anwesenheiten heraus, die Welt der nackten Mächte, die ebensowenig »repräsentabel« sind. Schon in *Was ist Literatur?* entwarf Sartre das Ideal des Schriftstellers: »Der Schriftsteller wird die Welt unverändert wieder in Besitz nehmen - ganz roh, schwitzend, stinkend, alltäglich, um sie auf der Grundlage einer Freiheit darzubieten. [...] Dann genügt es nicht, dem Schriftsteller die Freiheit zuzubilligen, alles zu sagen: er muß für ein Publikum schreiben, das die Freiheit hat, alles zu verändern, also außer der Unterdrückung der Klassen die Beseitigung jeglicher Diktatur, die fortgesetzte Erneuerung der äußeren Gegebenheiten, die beständige Umgestaltung der Ordnung, sobald diese erstarren will. Mit einem Wort: die Literatur ist ihrem Wesen nach die Subjektivität einer in permanenter Revolution befindlichen Gesellschaft.«* Von Anfang an sah Sartre im Schriftsteller die Gestalt eines Menschen wie jedermann, der sich einzig unter dem Gesichtspunkt ihrer aller Freiheit an die anderen wendet. Seine ganze Philosophie fügte sich in eine spekulative Bewegung, die den Begriff der *Repräsentation*, sogar der *Ordnung* der Repräsentation anfocht: die Philosophie wechselte den Ort, verließ die Sphäre des Urteils, um sich in der bunteren Welt des »Präjudikativen«, des »Sub-Repräsentativen« einzurichten. Sartre hat gerade den No-

* J.-P. Sartre, *Was ist Literatur?*, übers, v. Hans Georg Brenner, Hamburg 1958, S.971.

beipreis abgelehnt. Praktische Fortsetzung derselben Haltung, Abscheu bei dem Gedanken, praktisch irgend etwas zu repräsentieren, und seien es geistige Werte, oder, wie er sagt, institutionalisiert zu werden.

Der private Denker braucht eine Welt, die ein Minimum an Unordnung enthält, und sei es nur eine revolutionäre Hoffnung, einen Hauch permanenter Revolution. Bei Sartre besteht gleichsam eine Fixierung auf die Befreiung von 1944, auf die enttäuschten Hoffnungen jenes Augenblicks. Es bedurfte des Algerienkriegs, um etwas vom politischen Kampf oder von der befreienden Erregung wiederzufinden, und nun unter um so komplexeren Bedingungen, als wir nicht mehr die Unterdrückten waren, sondern diejenigen, die sich gegen sich selbst wenden mußten. O Jugend! Es bleibt nur noch Kuba und die venezuelanischen Widerstandsbewegungen. Aber noch größer als die Einsamkeit des privaten Denkers ist die Einsamkeit derer, die einen Lehrmeister suchen, die gern einen Lehrmeister hätten und ihn nur in einer aufgewühlten Welt hätten finden können. Die moralische Ordnung, die »repräsentative« Ordnung hat sich über uns geschlossen. Sogar die Angst vor dem Atomkrieg hat das Gebaren einer bürgerlichen Angst angenommen. Es kommt vor, daß man den jungen Leuten jetzt Teilhard de Chardin als Meisterdenker vorschlägt. Man hat, was man verdient. Nach Sartre nicht nur Simone Weil, sondern die Simone Weil des Affen. Nicht, daß es in der heutigen Literatur keine neuen Dinge gäbe. Nennen wir in bunter Folge: den Nouveau roman, die Bücher von Gombrowicz, die Erzählungen von Klossowski, die Soziologie von Levi-Strauss, das Theater von Genet und Gatti, die Philosophie der »Unvernunft« von Foucault... Was heute jedoch fehlt und was Sartre zu vereinen und für die vorige Generation zu verkörpern verstand, sind die Bedingungen einer *Totalisierung*: diejenige, in der die Politik, das Imaginäre, die Sexualität, das Unbewußte, der Wille sich in den Rechten der menschlichen Totalität vereinen. Wir leben heute als verstreute Glieder. Sartre sagte über Kafk a: sein Werk »ist eine freie und einheitliche Reaktion auf die jüdisch-christliche Welt Mitteleuropas; seine Romane sind die synthetische Überwindung seiner Situation als Mensch, als Jude, als Tscheche, als widerspenstiger Bräutigam, als Schwindsüchtiger usw.«* Und Sartre selbst: sein Werk ist eine Reaktion auf die

* Ebd., S. 174.

bürgerliche Welt, so wie sie vom Kommunismus in Frage gestellt wird. Es bringt die Überwindung seiner Situation als bürgerlicher Intellektueller, als ehemaliger Schüler der Ecole normale, als freier Bräutigam, als häßlicher Mensch (als den Sartre sich oft dargestellt hat) usw. zum Ausdruck: lauter Dinge, die sich in der Bewegung seiner Bücher widerspiegeln und einander antworten.

Wir sprechen von Sartre, als gehörte er einer vergangenen Zeit an. Leider sind eher wir es, die in der derzeitigen moralischen und konformistischen Ordnung bereits der Vergangenheit angehören. Zumindest erlaubt uns Sartre, vage auf künftige Augenblicke zu warten, auf Wiederbelebungen, bei denen das Denken sich reformieren und seine Totalitäten als kollektive und private Macht wiederherstellen wird. Aus diesem Grunde bleibt Sartre unser Lehrmeister. Sartres letztes Buch, die *Kritik der dialektischen Vernunft*, ist eines der schönsten und wichtigsten Bücher der letzten Jahre. Damit erhält *Das Sein und das Nichts* seine notwendige Ergänzung, in dem Sinne, daß die kollektiven Erfordernisse die Subjektivität der Person vollenden. Und wenn wir von neuem an *Das Sein und das Nichts* denken, so deshalb, um das Erstaunen wiederzufinden, das uns angesichts dieser Erneuerung der Philosophie ergriff. Heute wissen wir besser, daß die Beziehungen zwischen Sartre und Heidegger, seine Abhängigkeit von Heidegger Scheinprobleme waren, die auf Mißverständnissen beruhten. Was uns in *Das Sein und das Nichts* beeindruckte, war reiner Sartre und zeigte das Ausmaß von Sartres Beitrag: die Theorie der *Unwahrhaftigkeit*, in der das Bewußtsein in seinem Innern sein doppeltes Vermögen einsetzte: nicht zu sein, was es ist, und zu sein, was es nicht ist; die Theorie des *Anderen*, in der der *Blick* des Anderen ausreichte, die Welt ins Wanken zu bringen und sie mir zu »stehlen«; die Theorie der *Freiheit*, in der diese sich selbst begrenzte, indem sie sich *Situationen* schuf; die *existentielle Psychoanalyse*, in der er die fundamentale Wahl eines Individuums innerhalb seines konkreten Lebens wiederfand. Und jedesmal traten das Wesen und das Beispiel in komplexe Beziehungen, die der Philosophie einen neuen Stil verliehen. Der Kellner, die junge Verliebte, der häßliche Mann und vor allem mein Freund-Pierre-der-nie-da-war bildeten regelrechte Romane im philosophischen Werk und ließen die Wesen im Rhythmus ihrer existentiellen Beispiele schlagen. Al-

Jenthalben glänzte eine ungestüme Syntax aus Brüchen und Dehnungen, die an die beiden Sartreschen Obsessionen erinnern: die Seen des Nichts-Seins, die Klebrigkeiten der Materie. Die Ablehnung des Nobelpreises ist eine gute Nachricht. Endlich jemand, der nicht zu erklären versucht, daß es für einen Schriftsteller, für einen privaten Denker ein köstliches Paradox ist, die Ehrungen und öffentlichen Repräsentationen entgegenzunehmen. Schon versuchen viele Schlauberger, Sartre in den Widerspruch zu treiben: man unterstellt ihm Gefühle des Ärgers darüber, daß der Preis zu spät komme; man hält ihm entgegen, daß er ohnehin etwas repräsentiere; man erinnert ihn daran, daß sein Erfolg auf jeden Fall bürgerlich gewesen sei und bleibe, man insinuiert, daß seine Ablehnung weder vernünftig noch erwachsen sei; man hält ihm das Beispiel derer vor Augen, die ablehnend annehmen, um das Geld für gute Zwecke zu spenden. Man sollte die Finger davon lassen, Sartre ist ein gefährlicher Polemiker . . . Es gibt kein Genie ohne Selbstparodie. Was aber ist die bessere Parodie ? Ein angepaßter Greis, eine kokette geistige Autorität zu werden? Oder der Idiot der Befreiung sein zu wollen? Sich als Akademiker zu sehen oder aber sich als venezuelanischer Widerstandskämpfer zu träumen? Wer erkennt nicht den Qualitätsunterschied, den Unterschied des Genies, den vitalen Unterschied zwischen diesen beiden Entscheidungen oder diesen beiden Parodien? Wem ist Sartre treu? Immer noch seinem Freund-Pierre-der-nie-da-ist. Es ist das Schicksal dieses Autors, reine Luft wehen zu lassen, wenn er spricht, auch wenn sich diese reine Luft, die Luft der Abwesenheiten, schwer atmen läßt.